

Erfahrungen mit der Adoption von Pflegekindern

Autor(en): **Witschi-Hürsch, Gudrun**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **31 (1960)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-807824>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erfahrungen mit der Adoption von Pflegekindern

Von Gudrun Witschi-Hürsch, Boswil

Als ich beschloss, meine Diplomarbeit dem Adoptivkinde zu widmen, stellte sich mir vor allem die Frage: Tun diejenigen, die ein fremdes Kind adoptieren und wie ein eigenes auferziehen, diesem Kinde wirklich etwas Gutes? Können Adoptiveltern ihrem Adoptivkinde je die natürlichen angeborenen Bindungen ersetzen, deren es durch die Adoption beraubt wird? Ich dachte mir, die Gefahr müsse gross sein, dass sich das Kind in der Adoptivfamilie früher oder später fremd und unverstanden fühlt.

Das Material für meine Arbeit lieferten mir *Erhebungen bei 31 Adoptiveltern*, deren Kinder nun erwachsen sind, und bei 14 der dazugehörigen Adoptivkindern. Aus den Tatsachen, die ich bei diesen Besprechungen erfuhr, ergab sich, dass durch die Adoption das Problem der Herkunft dieser Kinder nicht ganz gelöst werden konnte. Auch bei sehr guten Adoptiveltern ist das Leben eines Adoptivkindes reicher an Konflikten als das Leben eines Kindes, das bei guten natürlichen Eltern aufwächst. Die wichtigsten Probleme und Schwierigkeiten im Adoptivverhältnis seien hier kurz aufgezeigt.

Schwierig ist es für die Adoptiveltern, das Kind über seine *Herkunft* aufzuklären. Sie empfinden das Kind meist so sehr als ihr eigenes, dass es ihnen furchtbar ist, dem ahnungslosen Adoptivkinde mitzuteilen, es sei nicht ihnen selbst geboren worden. Auch machen sie sich meist die überstiebensten Vorstellungen von den möglichen Folgen einer solchen Aussprache. Ueberall aber, wo das Adoptivverhältnis gut und die Bindung zwischen Eltern und Kind echt war, kamen die Kinder meist erstaunlich gut darüber hinweg, und alle Aengste der Eltern, das Kind könnte sich ihnen entfremden, zu den leiblichen Eltern zurückkehren wollen, nicht mehr gehorchen oder tiefe Minderwertigkeitsgefühle empfinden, trafen selten und nur dort ein, wo andere Faktoren mit im Spiele waren. Nicht wenige Adoptivkinder aber erzählten mir, wie ihre Achtung, Liebe und Dankbarkeit für die Eltern durch das Wissen um die wahren Zusammenhänge noch gestiegen seien.

Viele Adoptiveltern zögerten die Aussprache mit dem Kinde immer wieder hinaus, oft bis das Kind erwachsen war oder aber durch fremde Menschen zufällig von seiner Herkunft erfuhr. 13 von unseren 35 Kindern erfuhr durch fremde Leute von ihrer Adoption. Nicht selten fiel dann eine solche zufällige Aufklärung in eine Zeit, die dafür besonders ungeeignet war, etwa in die Pubertätszeit. Die Zeit der Pubertät wurde oft auch absichtlich von den Eltern zur Aussprache gewählt, wollten sie es doch dem Kinde sagen, sobald es «den Verstand» dazu habe. In der Pubertätszeit aber ist ein Kind meist mit so vielen anderen Problemen beschäftigt, dass man ihm ein solches zusätzliches, das zudem das in dieser Zeit etwas verschobene Verhältnis zu den Eltern betrifft, nicht auch noch zumuten sollte.

Als die günstigste Zeit für die Aufklärung des Kindes über seine Herkunft erwies sich mir ein Lebensabschnitt, in dem sich das Kind normalerweise stark der Aussenwelt zuwendet, es darin Erfolg hat und mit der Welt und seinen Eltern zufrieden ist. Eine solche Zeit

sind die *Monate vor und nach Schulbeginn*, wenn das Kind voll Erwartung ist auf all das Neue, das ihm da entgegenkommt, und noch keine allzu grossen Enttäuschungen und Verletzungen seines Selbstgefühls erleiden musste. Für dieses Alter spricht auch die Tatsache, dass das Kind noch zu klein ist, um die Dinge in ihrer ganzen Konsequenz zu realisieren; es wird in diesem Alter wohl kaum zu einem richtigen Schock kommen. Das Kind weiss aber doch schon um die richtigen Zusammenhänge, kann sie mit dem Heranwachsen in gutem Sinne verarbeiten und verstehen lernen und fällt nicht einmal plötzlich «aus allen Wolken».

Sobald das Adoptivkind über seine Herkunft orientiert ist, existieren in seiner Gedankenwelt ausser den Adoptiveltern noch die leiblichen Eltern; meist handelt es sich dabei um eine uneheliche Mutter. Dort, wo dem Adoptivkind seine natürliche Mutter vollständig unbekannt blieb, was bei 23 unserer 35 Kinder der Fall war, und wo es sich in seiner Adoptivfamilie wohl fühlte, schien das Verhältnis zur leiblichen Mutter nicht allzu konfliktreich. Die meisten dieser Kinder standen ihren unbekanntem leiblichen Eltern im Grund recht gleichgültig gegenüber. Ihr Urteil über sie war meist ziemlich hart. Die Tatsache, dass die leiblichen Eltern es fertigebracht hatten, sie «einfach» wegzugeben, schuf einen Trennungsstrich, über den hinweg es keine wirkliche Gemeinschaft mehr geben kann. Etwa in dem Sinne: «Da sie mich früher nicht wollten, brauche ich sie nun auch nicht; ich bin dort zu Hause, wo ich Liebe und Fürsorge erhalten habe». Und da die meisten Kinder bei ihren Adoptiveltern eine wirkliche Heimat fanden, ist das Bedürfnis nach weiteren Eltern eigentlich nicht vorhanden. Die Gefühle jener Adoptivkinder, mit denen ich gesprochen habe, gingen selten über eine gewisse Neugierde hinaus. Den Kontakt mit der leiblichen Mutter selbst gesucht hat nur eine einzige Tochter, und das auch erst, nachdem die Adoptivmutter gestorben war.

Konfliktreicher war das Verhältnis zu den leiblichen Eltern dort, wo die Adoptivkinder diese Eltern wirklich kennenlernten. Drei leibliche Mütter suchten so lange, bis sie ihre inzwischen halbwüchsig gewordenen Kinder wiederfanden. Und in jedem Falle versuchten sie, das Kind von den Adoptiveltern weg und auf ihre Seite zu ziehen. Es gelang dies in einem Fall, und zwar dort, wo das Verhältnis zwischen Adoptivmutter und Adoptivtöchtern schlecht war.

In einigen Fällen verkehrte die leibliche Mutter noch zu Beginn des Pflegeverhältnisses mit den Adoptiveltern. Dieses Verhältnis gestaltete sich aber fast immer sehr unharmonisch, sei es, dass die Adoptiveltern den leiblichen Eltern von vornherein mit Vorurteilen, Misstrauen und Antipathie entgegentraten, sei es, dass sich die leiblichen Eltern wirklich nicht so benahmen, wie man es von ihnen hätte erwarten können. Oft endeten die während der ersten Jahre noch gepflegten Beziehungen zu den leiblichen Eltern mit *Hausverbot* und tiefem *Unfrieden*. Das Kind soll dabei stets auf seiten der Adoptiveltern gestanden haben. Es ist dies durchaus begreiflich, wenn man bedenkt, dass für das Kind die

Adoptiveltern eben «die Eltern» waren, bei denen es sich umsorgt und zu Hause fühlte und deren Masstäbe es sich zu eigen machte, während die «Tante», von der es meist nicht wusste, dass es die leibliche Mutter war, nur so hin und wieder plötzlich auftauchte und von den Adoptiveltern bewusst oder unbewusst abgelehnt wurde.

Aufgefallen ist mir, dass viele Adoptivkinder mehr verwöhnt und *sorgsamer behütet* wurden, als die Eltern dies mit eigenen Kindern getan hätten. Die Verwöhnung scheint eine wirkliche Gefahr des Adoptivverhältnisses zu sein. Motive zur Verwöhnung können sein: Langes und oft enttäushtes Warten auf ein Kind, das nun endlich da ist, Mitleid mit dem unehelich geborenen Kinde, dessen leibliche Eltern sich nicht um es kümmern, und das «so niemanden hat». «Das Kind sollte nicht etwa meinen, es werde nicht wie ein eigenes gehalten.» Auch dies war ein Ausspruch, den ich zur Rechtfertigung einer gewissen Verwöhnung hörte, und es stellte sich mir dabei die Frage, ob hier das Kind wirklich wie ein eigenes empfunden wurde. Wäre dies eindeutig der Fall gewesen, hätte es ja nur wie ein eigenes Kind behandelt werden können, und die Verwöhnung wäre überflüssig geworden. Und schliesslich sind es die Leute, die Umwelt, derentwillen manches Adoptivkind mehr verwöhnt und besser gehalten wird, als es die gleichen Eltern mit einem eigenen Kinde tun würden. Die Verantwortung der Gemeinschaft gegenüber wird stärker gefühlt, wurde doch die Verpflichtung, dem Kinde gute Eltern zu sein, freiwillig übernommen, und zwar nicht nur um des Kindes willen, sondern auch, um die eigene Sehnsucht nach dem Kinde zu stillen. Zu diesem Zweck wurden dem Kinde seine natürlichen, wenn auch meist fragwürdigen Bindungen genommen. Der Gedanke, die Leute, oder später einmal auch das Kind, könnten ihnen deswegen Vorwürfe machen und meinen, das Kind hätte es bei anderen Adoptiveltern besser haben können, kommt natürlich eher bei weniger bemittelten, einfacheren Adoptiveltern vor als bei gut situierten.

Ideal und Vorbild des Adoptivverhältnisses ist die *natürliche Familie*. Dieses Ideal kann aber durch die Adoption nie ganz erreicht werden. Auch wenn das Kind noch so sehr als eigenes empfunden wird, lässt sich die Tatsache, dass es den Eltern nicht selbst geboren wurde, nicht aus der Welt schaffen. Aus dieser Situation heraus wird oft am liebsten alles, was an die Adoption erinnert, vergessen, und Umstände und Begebenheiten, die sie ins Gedächtnis zurückrufen, erzeugen Unbehagen und oft Minderwertigkeitsgefühle. Und die Umwelt schliesst sich nicht selten diesem Empfinden an und nimmt Adoptivkinder nicht als ganz ebenbürtig, besonders, da auch die wenig geordnete Herkunft dieser Kinder allgemein bekannt ist. Trotzdem aber fand ich nur wenige Adoptivkinder, die von solchen Schwierigkeiten zu berichten wussten.

Als sehr störend wurde allgemein der Umstand empfunden, dass das Adoptivkind durch die Adoption nicht auch den *Heimatort* der Adoptiveltern zugesprochen erhält. Immer wieder führt es zu peinlichen Auseinandersetzungen und Fragereien, wenn beispielsweise ein Kind mit einem echt berndeutschen Namen im Kanton Graubünden beheimatet ist und umgekehrt. Auch dass in den Ausweispapieren meistens steht, dass es sich

um ein Adoptivkind handelt, wird von manchem Adoptierten immer wieder von neuem als störend und demütigend empfunden.

Drei Kinder berichteten mir, wie sie in der Schule von den Kameraden geplatzt und verspottet wurden, weil sie «nur» Adoptivkinder und daher Uneheliche waren. *Minderwertigkeitsgefühle* schienen zwei junge Mädchen zu haben, die ans Heiraten dachten und sich nun Gedanken über ihre vielleicht schlechten Anlagen machten. Sie wussten beide nur Negatives von ihren leiblichen Eltern.

Minderwertigkeitsgefühle können auch dort entstehen, wo das Kind durch seine einfachere Art und seine weniger gute schulische Begabung dem Milieu und den Anforderungen der Adoptiveltern nicht entspricht. Dass dies sehr leicht möglich ist, geht allein schon aus der Tatsache hervor, dass die schulischen Leistungen unserer Adoptivkinder nicht ganz dem Durchschnitt entsprachen, während die soziale Lage der Adoptiveltern eher über dem Durchschnitt lag. Es kam bei unseren Adoptivverhältnissen denn auch öfters vor, dass das Kind nicht das erreichen konnte, was in der Tradition der Adoptiveltern und ihrer Familie lag und was die Adoptiveltern sich für ihr Kind gewünscht hätten. Einige Adoptiveltern haben ihrer Enttäuschung hierüber offen Ausdruck gegeben. Wie schädlich sich eine solche Einstellung der Eltern auf das Selbstbewusstsein des Kindes auswirkt, liegt auf der Hand. Aber auch wenn die Eltern dem Kinde keine Vorwürfe machen, sind Konflikte in einer solchen Situation nur schwer zu vermeiden: ein Kind, das an seinen Eltern hängt, wird ganz unbewusst deren Masstab übernehmen und das, was die Eltern sind und haben, als erstrebenswert ansehen. Dieser übernommene Masstab der Eltern wird es daran hindern, das als wertvoll anzusehen, was es mit seinen Begabungen an Positivem erreichen könnte: es wird ihm dies zu wenig sein. Und dann besteht ja neben den Adoptiveltern noch ihre Verwandtschaft und ihr Bekanntenkreis mit ihren Kindern. Auch wenn dieser ganze Umkreis der Adoptiveltern gut gesinnt und gewillt ist, das Adoptivkind in seiner Eigenart anzuerkennen, wird es doch allzu leicht den Unterschied spüren.

Trotz all dieser Schwierigkeiten kam ich aber doch zum Schluss, dass die Adoption für alle 35 Kinder dieser 31 Adoptiveltern (4 Eltern haben 2 Kinder adoptiert) eine *glückliche Lösung* war: die meisten Kinder wurden wie eigene Kinder geliebt und aufgezogen und spürten keinen Unterschied. Adoptivkinder sind ja meist uneheliche Kinder, deren Mütter nur schlecht oder gar nicht für sie sorgen können und deren Interesse am Kinde oft nicht gross ist. Ohne Adoption wären daher viele gezwungen gewesen, an verschiedenen Pflegeplätzen oder in Heimen aufzuwachsen, und nur das Nötigste hätte für ihre Erziehung getan und ausgegeben werden können. Durch die Adoption aber hat das Kind eine Heimat, eine Mutter und einen Vater gefunden, die gemeinsam für sein Wohl sorgen. So war es in der Lage, im Leben und in der Gesellschaft Wurzel zu fassen und kann das, was es durch ein gutes Familienleben an wertvollen Eigenschaften entwickelte, einmal seinen eigenen Kindern weitergeben.

(Aus der Schweiz. Monatsschrift «Pro Juventute», Nr. 8/9, Doppelheft Adoptivkinder).